

dtv

Linz, im Jahr 1939. Im Hause Bellago feiert man Taufe. Antonia hat dem angesehenen Rechtsanwalt Ferdinand Bellago zum zweiten Mal eine Tochter geschenkt. Doch das Fest bleibt nicht ungetrübt. Antonias Vater gibt der Familie einen Entschluß bekannt: Als Hochschullehrer in Wien fühlt er sich von den Nationalsozialisten bedroht. Er will deshalb mit seiner Frau nach Italien emigrieren. Antonia ist bestürzt. Schlagartig wird ihr bewußt, daß die Welt um sie herum ins Wanken geraten ist. Die Zukunft wird sie allein meistern müssen, mit zwei Kindern und einem Mann, der als Rechtsanwalt den Nazis kaum ausweichen kann. Sie schwört sich, alles für den Zusammenhalt ihrer kleinen Familie zu tun. Eines weiß Antonia noch nicht: Ihr Mann hat eine dritte Tochter, die einer frühen Jugendliebe entsprang. Sie heißt Marie und ist jetzt so alt wie Antonia selbst...

*Rosemarie Marschner*, geboren in Wels/Oberösterreich, lebt seit 1973 in Düsseldorf, wo sie als freie Journalistin und Schriftstellerin arbeitet. Seit 1988 hat sie mehrere Romane veröffentlicht, darunter ihren Bestseller ›Das Bücherzimmer‹ (2004), zuletzt ›Das Mädchen am Klavier‹ (2013), über die Mädchenjahre der Clara Schumann.

Rosemarie Marschner

# Das Jagdhaus

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Rosemarie Marschner  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Das Bücherzimmer (21099 und dtv großdruck 25311)  
Zu Ehren des Königs (24759)  
Das Mädchen am Klavier (24944)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Ungekürzte Ausgabe 2014  
© 2005 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung des Gemäldes  
‘The Quiet Room’ (20. Jh.) von Sir George Clausen  
(bridgemanart.com/Crawford Municipal Art Gallery, Cork, Irland)  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21559-6

# ERSTES BUCH



## DIE TAUFGE

### I

Wenn Antonia Bellago in späteren Jahren auf ihr Leben zurückblickte, kam es ihr vor, als habe es, ohne daß sie es damals bemerkt hätte, in ihrem neunundzwanzigsten Lebensjahr eine Zäsur gegeben. Die Schatten von draußen rückten näher und verdunkelten allmählich die Tage, die bisher so licht und sorglos gewesen waren.

»Dieses Kind ist so alt wie der Krieg«, hatte der Pfarrer bei der Taufe gesagt, aus deren Anlaß sich Antonias Familie versammelt hatte. Gerade so viele waren sie, daß jeder von ihnen am Rande des sechseckigen Marmorbeckens Platz fand, in das der Mesner kurz vorher erwärmtes Taufwasser gegossen hatte. Antonia, die junge Mutter, stand neben dem Pfarrer. Sie hielt das Taufkind in den Armen, das in wenigen Augenblicken den Namen Elisabeth erhalten sollte, seit seiner Geburt aber bereits von allen Lilli genannt wurde.

Zur allgemeinen Erleichterung schlummerte Lilli sanft. Nur von Zeit zu Zeit öffnete sie kurz die Augen, seufzte leise und schief dann sofort wieder ein. Ein Teil der Anwesenden erinnerte sich bei ihrem friedlichen Anblick daran, daß die Taufe von Lillis älterer Schwester sieben Jahre zuvor wesentlich turbulenter verlaufen war. Die kleine Enrica, die damals das gleiche spitzenbesetzte Taufkleid trug wie heute Lilli, hatte während der ganzen Zeremonie ohne Unterbrechung durch-

dringend gebrüllt. Erst als alles vorbei war, verstummte sie und war von da an den ganzen Tag der liebenswürdigste Säugling, den man sich nur vorstellen konnte. Ihr lautstarker Auftritt diente seither in Pfarrkreisen dazu, besorgte Eltern zu beruhigen, wenn sie fürchteten, ihr Kind könnte durch sein Geschrei das Taufritual stören. »Da gab es einmal eine Enrica«, erklärte man ihnen dann mit einer Stimme, als spräche man von der mittelalterlichen Pest. »Die hätten Sie hören sollen!« Heute allerdings stand Enrica im weißen Kleidchen zwischen ihren Eltern, seltsam gerührt, als wäre sie selbst eine kleine Mutter. Alle Anwesenden hatten gehört, was sie mit leuchtenden Augen geflüstert hatte, als der weißgewandete Geistliche im Gegenlicht die Kirche betrat: »Da kommt ja der liebe Gott!«

Auch der Pfarrer hatte es vernommen und daraufhin selbstgefällig gelächelt. Sein Familienname war »Herrn«, und jedesmal, wenn die Gläubigen das Lied ›Lobet den Herrn‹ anstimmten, lächelte er so wie eben, als würde ihm eine Ehrenbezeugung erbracht, auf die er ein Anrecht hatte. Die Gemeinde schmunzelte darüber, wenn auch zunehmend verdrossen, da es kaum noch eine Messe des Pfarrers gab, bei der er das Lied nicht singen ließ.

Neben Antonia stand ihr Mann Ferdinand Bellago, mit dem sie seit acht Jahren verheiratet war. Daß das zweite Kind wieder ein Mädchen war, spielte weder für Ferdinand noch für die übrige Familie eine Rolle, obwohl die gegenwärtige öffentliche Meinung Söhne eindeutig favorisierte. Auf diesbezügliche Bemerkungen antwortete Ferdinand: »Hauptsache gesund!«, was zwar die meisten Väter in einem solchen Fall sinngemäß zu sagen pflegten, doch Ferdinand Bellago verspürte tatsächlich keinerlei Bedauern. Während er nun am Taufbecken stand und den Arm um die Schultern seiner Frau legte, dachte er daran, daß sie elf Jahre jünger war als er, doch beide hatten den Altersunterschied nie wirklich wahrgenommen. Und auch in ihrem Bekanntenkreis bildete er kein Thema. Ferdinand und Antonia Bellago galten einfach nur als schönes, angenehmes Paar,



das man gern bei sich zu Hause empfing – besonders Antonia, denn sie war lebhaft und nahm regen Anteil an den Tischgesprächen.

Als der Pfarrer nun mit einem Kopfnicken ans Taufbecken trat, übergab Antonia den Täufling an den Paten Thomas Harlander – Juniorpartner in Ferdinand Bellagos Anwaltsbüro. Die Bellagos hatten ihm die Patenschaft angetragen, um ihn noch enger an die Familie und die Kanzlei zu binden. Er nahm es mit Humor und bemerkte nur ganz nebenbei, daß er sich für eine derartige Würde eigentlich noch nicht gesetzt genug fühle.

Fünf weitere Personen nahmen an der Taufe teil: Ferdinands und Antonias Eltern sowie Antonias jüngerer Bruder Peter, der noch aufs Gymnasium ging. Ihre nächsten Angehörigen standen hier vereint beieinander, dachte Antonia, während ihr Blick von einem zum anderen wanderte. Eigentlich hatten die beiden Familien nicht viel miteinander gemein, doch in den zwei kleinen Mädchen verband sich ihr unterschiedliches Erbe.

»Dieses Kind ist so alt wie der Krieg«, wiederholte der Pfarrer, und wie beim ersten Mal zuckte Antonia zusammen. Es hätte ein so schönes Fest werden können, dachte sie, wenn der Pfarrer es nicht mit diesem einen Satz zunichte gemacht hätte, der daran erinnerte, daß es außerhalb dieser Familie noch eine andere Welt gab, die ihr Glücksgefühl über die Ankunft eines neuen kleinen Menschenwesens nicht teilen konnte. Panzer, die ein schwaches Land überrollten. Flugzeuge, die ihre tödliche Fracht abwarfen. Gewehrkolben, die Türen einschlugen. Gewalt gegenüber hilflosen Menschen, kaum vorstellbar für jene, die noch im Frieden lebten und sich wünschten, daß es ewig so bliebe.

Dieses Kind ist so alt wie der Krieg... Meine arme kleine Lilli, dachte Antonia: Elisabeth Bellago, gerade sechzehn Tage alt, so zart noch, so verletzlich, daß man beim Baden Angst hatte, dem winzigen Körper ein Leid anzutun. Ein ganz junges Leben, ohne jede Schuld. Niemand hatte das Recht, es mit dem

Krieg in Verbindung zu bringen, diesem Urverbrechen der Menschheit, das alle anderen Schandtaten weit übertraf.

Wie es in der Familie Bellago üblich war, hatte Lillis Geburt zu Hause stattgefunden, da man das Risiko nicht eingehen wollte, daß in der Klinik die Gebärende den Kreißsaal mit anderen Frauen zu teilen hätte – eine Nähe, der man sie nicht aussetzen wollte. Die Bellagos waren im allgemeinen auf Distanz bedacht, auch wenn sie mindestens einmal die Woche Gäste hatten und noch häufiger selbst eingeladen waren. Trotzdem wagte niemand, Franz Josef Bellago seinen Freund zu nennen, und ebensowenig konnte sich eine der Damen der Gesellschaft damit brüsten, daß die alte Frau Doktor ihr jemals ein Geheimnis anvertraut, sie um Rat gebeten oder sich auch nur einen Scherz über die eigene Familie erlaubt hätte. Trocken seien sie, die älteren Bellagos, hieß es, staubtrocken, und bevor seine Heirat ihn offener gemacht hatte, habe es so ausgesehen, als ob auch der Sohn auf dem besten Weg wäre, ihrem Beispiel zu folgen.

Im Gegensatz zu ihren Schwiegereltern galt Antonia Bellago als heiter und aufgeschlossen, so daß sie nicht in die provinzielle Enge der kleinen Stadt zu passen schien, in die ihre Heirat sie verschlagen hatte. Sie war stets freundlich, und wenn man sie nach ihrer persönlichen Meinung fragte, antwortete sie offen und mit Gefühl. Sie war ein Gewinn für diese Familie, dessen war man sich sicher. Eine Rose zwischen lauter Dornen, hatte ein heimlicher Verehrer sie einmal genannt, und wer sich der Bellago-Villa mit ihren hohen Zaunspitzen und der einschüchternden Hausfront näherte, atmete auf, wenn ihm die junge Frau lächelnd entgegenkam und ihn willkommen hieß.

Die Geburt war ohne Komplikationen verlaufen. Antonia erholte sich schnell. Ihre Schwiegermutter achtete darauf, daß der Schlaf der jungen Mutter durch das Neugeborene nicht gestört wurde. Lillis Kinderzimmer lag mehrere Türen vom Schlafgemach ihrer Eltern entfernt. Es war das Reich der Kin-

derfrau Fanni, die schon Enrica aufgezogen hatte und der alle blind vertrauten, wie die vermögenden Stadtleute schon seit Generationen ihre Kinder in die Obhut der jungen Bauerntöchter aus dem Umland gaben. Bereits sieben Jahre lebte Fanni im Haus, fast so lang wie Antonia, und sie hatte sich noch nie von irgend jemandem hier einschüchtern lassen.

»Geh'n S', Herr Doktor!« pflegte sie zu antworten, wenn Franz Josef Bellago sie zurechtwies oder sie auf halb spöttische, halb streitbare Art aus der Reserve zu locken suchte. »Geh'n S', Herr Doktor!« – Manchmal kampfbereit mit finster gerunzelten Brauen, manchmal tadelnd, wie niemand sonst es gewagt hätte, doch zuweilen auch wieder verschämt lächelnd, als wäre der alte Herr noch ein junger Mann, der ihr gerade ein Kompliment gemacht hatte. »Geh'n S', Herr Doktor!« Dann drehte er sich scheinbar verärgert um und ließ sie stehen, ohne daß ein Schmunzeln sein heimliches Wohlbehagen verraten hätte.

Ja, staubtrocken waren sie, die alten Bellagos, aber es ließ sich mit ihnen auskommen. Das fand Fanni und das fand auch Antonia. Von Anfang an hatte sie sich in der Familie ihres Mannes wohl gefühlt, die so ganz anders war als ihre eigene. »Geh'n S', Herr Doktor!« tadelte auch sie manchmal ihren Schwiegervater und imitierte Fannis Lächeln und ihre kokette Schulterdrehung. Dann kam es vor, daß er doch ein wenig schmunzelte und sich insgeheim eingestand, daß sein Sohn – dieser lahme Knochen, der so lange gebraucht hatte, bis er endlich die Richtige fand! – eine akzeptable Wahl getroffen hatte.

Eine angenehme Zeit hatte man bisher miteinander verbracht. Das kleine Mädchen im Taufkleid aus Brüsseler Spitze wurde in eine Familie hineingeboren, die Zuneigung und Fürsorge versprach. Gute Wünsche, liebevolle, sollten ihm bei der Taufe mitgegeben werden – nicht der Hinweis darauf, daß dieses verletzte junge Leben gerade so alt war wie ein jenseits der Grenzen ausgebrochener Krieg.

Der weitere Verlauf des Tages wurde vom Naturell Franz Josef Bellagos diktiert, der Völlerei haßte und es verabscheute, seinen asketischen Körper nach einem üppigen Mittagmahl schon am Nachmittag wieder mit Kaffee und Torte zu traktieren, womit man seiner Auffassung nach dem Gehirn Sauerstoff entzog und die inneren Organe folterte. Ganz zu schweigen von der Verfettung, die sich bei mehrmaliger Wiederholung der kulinarischen Ausschweifung unweigerlich einstellen würde und die der alte Herr verachtete. »Adel hält auf Taille; nur der Pöbel frißt sich satt«, pflegte er sogar in Gesellschaft zu verkünden, was dazu führte, daß seinen Tischgenossen der Appetit verging und die Gastgeberinnen ihn im stillen verfluchten. Seine Frau war die einzige, die ihm einmal widersprach – dies jedoch auch nur in der Abgeschiedenheit des ehelichen Schlafzimmers, wo niemand Zeuge ihrer Auflehnung werden konnte. »Von *sattfressen* kann keine Rede sein«, wandte sie ein. »Die du meinst, sind schon froh, wenn sie und ihre Familien nicht verhungern müssen!« Dabei wandte sie das Gesicht ab, um ihrem Protest die Schärfe zu nehmen. Trotzdem folgte ihren Worten eine unerwartete Stille. »Von diesen Menschen spreche ich nicht, wenn ich Pöbel sage«, antwortete ihr Mann schließlich ungewohnt leise, obwohl er es sonst ablehnte, eigene Behauptungen zu rechtfertigen. »Der Pöbel, den ich meine, frißt sich sehr wohl satt – in jeder Hinsicht und immer ungenierter. Ich frage mich, ob er je den Hals vollbekommen wird.« Da atmete sie erleichtert auf und schlief unverzüglich ein.

In Gesellschaft gab er solche Erklärungen niemals ab, und nur seine unangefochtene Position im Leben der Stadt verhinderte, daß man aufhörte, ihn einzuladen. Manchem schien es dabei, als wollte Franz Josef Bellago mit seinen Bemerkungen austesten, ob man noch immer Angst vor ihm hatte wie schon in seinen besten Jahren, und das, obwohl er nie ein öffentliches Amt bekleidet hatte.

»Angeborene Autorität« nannte er seine Fähigkeit, andere zu überrennen. Schon als sein Sohn Ferdinand sechs Jahre alt war, verwirrte er ihn an seinem ersten Schultag mit der Empfehlung, er solle sich nicht so sehr um Beliebtheit bemühen, ein gewisses Maß an Einschüchterung sei viel effizienter. »Sie müssen ja nicht gleich Angst vor dir haben«, riet er seinem feinfühligem kleinen Sohn, der bereits anfang, an sich selbst zu zweifeln. »Aber zumindest auf Respekt mußt du bestehen, sonst tanzen sie dir bald auf der Nase herum.«

Er erfuhr nie, welchen inneren Kampf er damit bei seinem Sohn auslöste, der im Turnunterricht Schwierigkeiten hatte, das Seil hochzuklettern oder auf dem Reck einen schwingvollen Felgaufschwung zustande zu bringen. Nur seine erstklassigen Noten retteten ihn vor der Verachtung seiner Mitschüler, die ihm seine Position als Klassenprimus nur deshalb nicht neideten, weil sie ihn auf dem höher geachteten sportlichen Feld übertrumpften. So lernte das nachdenkliche Kind frühzeitig und erschreckend bewußt eines der versteckten Gesetze erfolgreichen Wettbewerbs: andere ruhig ihr Gesicht wahren zu lassen und dafür auf dem eigenen Gebiet zu siegen, ohne durch Neid behindert zu werden.

Vielleicht hätte seinem Vater als geborenem Anwalt diese machiavellistische Schlußfolgerung sogar gefallen. Doch er ahnte nichts vom Zwiespalt seines Sohnes. Über die schlechte Zensur im Fach »Leibesübungen« ging er mit einem Achselzucken hinweg. »Hauptsache Köpfchen!« pflegte er jedesmal zu sagen, wenn ihm Ferdinand errötend das Zeugnis vorlegte. Er ahnte nicht, daß der Junge – Schlauheit hin oder her – jede Eins in Latein oder Mathematik freudestrahlend hergegeben hätte, wenn er dafür ein einziges Mal beim Völkerballspiel als erster gewählt worden wäre.

So ging man also anstelle des Nachmittagskaffees spazieren – zu sechst. Die Kinder blieben zu Hause, und der Pate hatte sich bereits auf den Weg nach Wien gemacht, wo er – wie Antonia

wußte – eine kleine Freundin hatte, die er niemandem vorstellte, obwohl man sich erzählte, sie sei eine tüchtige Studentin und außerordentlich hübsch. »Eine heimliche Liebschaft«, sagte Antonia lächelnd und ein wenig herausfordernd, als er sich verabschiedete. »Wie romantisch!« Da lächelte er ebenfalls, äußerte aber – wie immer – dazu kein Wort.

Es war ein angenehmer Spätsommertag. Die Blätter der Kastanien fingen an, sich zu verfärben. Manchmal segelte eines langsam zu Boden und trieb im sanften Wind über den Gehsteig. Für Antonia war es das erste Mal seit der Geburt, daß sie wieder spazierenging. Die ungewohnte frische Luft und die Wärme der Sonnenstrahlen berauschten sie fast und erfüllten sie mit einem Glücksempfinden, das durch Sonne und Wind in ihr gleichsam aufgerührt wurde. Sie hatte das Gefühl, einen einzigartigen, vollkommenen Moment zu erleben, den sie in ihrer Erinnerung für immer festhalten wollte: Sie hatte ein Kind geboren. Es war gesund, und sie war es ebenfalls. Ihr Mann ging an ihrer Seite und legte den Arm um ihre Schultern, wie um sie zu beschützen. Er liebte sie, dessen war sie sicher, und sie liebte ihn desgleichen, obwohl er ganz anders war als sie – oder vielleicht sogar deswegen. Ihre Eltern waren da und auch die seinen. Sie redeten miteinander, lachten manchmal, blieben stehen und gingen dann wieder weiter. Und das alles im hellen Sonnenlicht, das durch die Blätter der Kastanien hindurchdrang und den Gehsteig mit leuchtenden, beweglichen Kringeln betupfte! Welch ein Friede, dachte Antonia. Welch ein Friede.

### 3

Als sie von ihrem Spaziergang zurückkehrten, kam es Antonia jedoch auf einmal so vor, als würden ihre Eltern immer unruhiger. Sie tauschten fragende Blicke, schüttelten dann wieder den Kopf und flüsterten miteinander, als gelte es, eine unangenehme Verpflichtung endlich hinter sich zu bringen.

Sogar Franz Josef Bellago fiel die gespannte Stimmung auf, in der sich seine Gäste befanden. »Habt ihr etwas?« fragte er, direkt wie immer. Er traute den Bethanys nicht über den Weg. Für seinen Geschmack waren sie zu unkonventionell. Aber so mußte ein Hochschullehrer aus dem roten Wien vielleicht sein, in dessen Haus sogar ein Doktor Freud zu Gast gewesen war, der bekanntlich das menschliche Streben auf gewisse intime Regungen zurückführte, über die Franz Josef Bellago nicht zu diskutieren pflegte.

Wieder schauten sich die Bethanys fragend an. Diesmal aber nickten sie. »Allerdings«, räumte Johann Bethany ein. »Wir müssen mit euch reden.«

Franz Josef Bellago starrte ihn mißtrauisch an. »Das verspricht ja nichts Gutes«, murmelte er und wies mit einer einladenden Geste den Weg in den Salon.

»Darf ich dabeisein?« fragte Peter, Antonias Bruder, der, Enrica im Schlepptau, herbeigelaufen war, kaum hatten die Älteren das Haus betreten.

Seine Mutter schüttelte den Kopf. »Lieber nicht«, wimmelte sie ihn ab. »Wir rufen dich später.«

Peters Gesicht war blaß. Antonia spürte seine Anspannung. »Aber es geht doch auch um mich!« rief er. Seine innere Not stand ihm im Gesicht geschrieben. Doch seine Eltern blieben hart. »Spiel mit Enrica!« sagte sein Vater, wobei er seinen Sohn nicht anschaute, vielleicht um den ängstlichen Gesichtsausdruck nicht wahrnehmen zu müssen, mit dem der Junge zu ihm aufblickte.

Die Tür zum Salon wurde geschlossen. Man setzte sich um den schweren Holztisch, der Antonia bei ihrem ersten Besuch an die Tafel einer Ritterburg erinnert hatte. Obwohl sich alle bemühten, gleichmütig zu erscheinen, übertrug sich die Unruhe der Bethanys auch auf die anderen.

»Komm am besten gleich zur Sache!« forderte Franz Josef Bellago seinen Gegenschwieger auf.

Dieser nickte gehorsam. »In Ordnung, ich mache es kurz«,

antwortete er. »Ich komme mit dem neuen Regime nicht zurecht und habe deshalb Schwierigkeiten an der Universität. Und außerdem leide ich an Asthma.«

Franz Josef Bellago starrte ihn fragend an. »Und?« fragte er. »Mir gefallen die neuen Herren auch nicht, und manchmal rumpelt mein Herz.«

Johann Bethany atmete tief ein. Das Ausatmen bereitete ihm einige Schwierigkeiten. »Es geht nicht um gefallen oder nicht gefallen«, entgegnete er. »Ich fürchte, wir sind in Gefahr. Mit einem Wort: Wir müssen fort!«

»Fort wohin?«

Nun mischte sich auch Antonias Mutter in das Gespräch ein. »In meine Heimat«, erklärte sie in fast flehendem Ton. »Nach Italien. Dort soll mein Mann erst einmal seine Krankheit auskurieren. Danach hat sich hier vielleicht schon vieles normalisiert, so daß wir wieder zurückkönnen.«

Antonia schien es, als würde es plötzlich dunkel im Zimmer. »Das könnt ihr doch nicht tun!« rief sie erschrocken. Gerade war sie noch so glücklich gewesen und hatte geglaubt, ihr Leben und das ihrer beiden Familien wäre vollkommen. Und nun saß ihr Vater vor ihr, wollte fort und rang nach Atem, aus Angst, zu ersticken.

Laura Bethany legte besänftigend eine Hand auf die ihres Mannes, die nun zitterte, als er merkte, auf wie wenig Verständnis seine Ankündigung bei den Bellagos stieß. »Langsam, Gianni, langsam«, murmelte Laura Bethany, wobei sie wie immer, wenn sie Angst hatte, das A seines Kosenamens nach Art ihrer Muttersprache in die Länge zog. »Erkläre doch erst alles.«

Johann Bethany wartete darauf, daß jemand ihn ermunterte. Doch alle schwiegen. Sie starrten ihn an, daß er meinte, nur noch Augen zu sehen wie so oft in letzter Zeit, wenn er in seinen Vorlesungen wagte, eine Meinung zu vertreten, die sich von der staatlich relevanten unterschied. Und staatlich relevant war auf einmal fast alles, zumindest kam es ihm so vor: was an öffentlichen Plätzen gesagt wurde und was im kleinen



Kreis; wie die Kinder spielten, was sie sangen und wofür sie sich begeisterten; wie man seine Freizeit verbrachte und was man las; welche Musik man bevorzugte und wie man sich kleidete; was man aß und trank und mit wem man befreundet war. Fehlte nur noch, daß die Schnüffler der Partei sogar in die Schlafzimmer schlichen, um sicherzustellen, daß auch hier das ungeschriebene Gesetz der Partei beachtet wurde: Alles für ihn, den Führer. Einer für alle, alle für einen. Keiner mehr für sich selbst. Individualismus war gefährlich für den gesunden Volkskörper. Es war nicht nötig und nicht erwünscht, sich eigene Gedanken zu machen. Sich zu fragen, ob das alles wirklich so vollkommen war und so moralisch, wie man behauptete. War man tatsächlich ein Volk ohne Raum? War es wirklich unumgänglich, in andere Länder einzudringen, um den eigenen Machtbereich zu erweitern? War es wirklich Recht und Pflicht des Starken, den Schwächeren zu unterwerfen? Und wer entschied, wer der Starke war, der Bessere, der Herrenmensch, dem die Knute gebührte, unter die sich die anderen zu ducken hatten?

»Wie ihr wißt, bin ich Historiker«, sagte Johann Bethany leise. »Alte Geschichte – die Geschichte auch der Demokratie, die ich immer bewundert habe. Ein Ideal vielleicht nur, aber wert, daß man ihm nachstrebt. Soll ich meinen Studenten auf einmal das Gegenteil erzählen? Soll ich meine Meinung verleugnen, nur weil in der letzten Reihe einer sitzt, der alles mitschreibt, was ich sage, und der den Saal noch vor Ende der Vorlesung verläßt?«

»Ein bißchen Klugheit und Vorsicht können nie schaden«, meinte Franz Josef Bellago in dem herablassenden Tonfall, den er sonst für uneinsichtige Prozeßgegner reservierte. »Wir können alle nicht einfach herausplaudern, was uns gerade in den Sinn kommt.«

Johann Bethany atmete tief ein, um sich zu beruhigen. Seine Frau beobachtete ihn besorgt. »Dein Asthma, Gianni!« mahnte sie leise. Doch er schüttelte den Kopf.

»Es geht um Redlichkeit, alter Freund!« Er drehte sich um, ging zum Fenster und schaute hinaus. »Ich kann meine Seele nicht verkaufen.« Er wandte sich wieder um. »Das sind Verbrecher, Franz Josef!« sagte er eindringlich. »Glaubt nicht, daß ihr sie in den Griff bekommen werdet. Glaubt nicht, daß die Macht sie besänftigen wird. Das sind Landsknechte, die Blut gerochen haben. Sie werden niemals aufhören, nach vorne zu stürmen, nicht einmal, wenn sie sich schon den ganzen Erdball untertan gemacht hätten.« Er setzte sich neben seine Frau und ließ zu, daß sie seine Hand mit ihren beiden umschloß. »Unsere Zeit ist krank, darum sind auch die Menschen krank«, murmelte er. »Seit dem Weltkrieg haben sie sich nicht mehr erholt. Auch was sie tun, ist krank. Sie suchen erneut den Krieg. Den Tod. Aber ich kann dem nicht zustimmen. Ich kann nicht zusehen, wie sie in ihr Unglück rennen, und dazu auch noch schweigen – auch nicht aus Klugheit oder Vorsicht!«

Dann berichtete er, wie sich sein Leben in den beiden letzten Jahren verändert hatte. »Alles wird enger und immer enger!« murmelte er. »Haß und Feindschaft, wo früher Arbeitsfreude und Ehrgeiz regierten, Humor und ein wenig Leichtsinn.« Er entzog seiner Frau die Hand und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. »Erst ging es nur gegen die Juden«, sagte er leise. »Dann gegen die, die sie verteidigten, und jetzt gegen alle, die eine andere Meinung haben als die Herrschaften in Berlin. Man darf nicht mehr äußern, was man denkt, und wenn man es doch tut, kostet es gestern die Freunde, heute die Karriere und morgen das Leben.« Er wandte sein Gesicht Franz Josef Bellago zu, der älter war als er und so viel lebensstüchtiger. »Versteh mich bitte, alter Freund«, bat er. »Ich muß fort. Wenn ich bleibe, gefährde ich nicht nur mich selbst, sondern auch meine Frau und unseren Sohn. Mit jeder Vorlesung, die ich halte, ziehen sich unsere Freunde weiter von uns zurück, schleichen unsere Feinde näher. Erst hat man mich verspottet, dann verachtet, und jetzt bin ich nur noch ein Ärgernis, das man loswerden möchte. Wenn ich nicht gehe, wird

man mich irgendwann als Gefahr betrachten und schließlich als Feind. Ich möchte nicht in Dachau enden, Franz Josef, auch wenn ich dort einer Menge guter Bekannter begegnen würde, die vor ein paar Jahren noch als Elite gefeiert wurden und jetzt nur noch als Abschaum gelten, der weggesperrt werden muß oder gar ausgemerzt.«

Johann Bethany hielt verstört inne. Er wartete auf Zuspruch. Doch alle schwiegen. Als die Stille unerträglich wurde, stand Antonia auf und öffnete ein Fenster. Ein warmer, frischer Luftzug wehte ins Zimmer und bewegte die Gardinen.

»Mein Mann ist nicht mehr so gesund wie früher«, mischte sich Laura Bethany wieder ins Gespräch. »Seine Differenzen mit den Kollegen und den Studenten haben ihm mehr zuge-setzt, als man ihm ansieht. Und wie gesagt: er hat Asthma.«

Johann Bethany hob beschwichtigend die Hand, um seine Frau am Weiterreden zu hindern. Doch sie fing die Hand ab und legte sie ihm in den Schoß. Es war eine Bewegung, die Antonia vertraut war. Immer wieder berührten ihre Eltern einander. Kaum eine Bemerkung, die nicht auch körperlichen Ausdruck fand – ganz anders als bei den Bellagos, die stets voneinander Abstand hielten. Nie streichelte einer die Hand oder Wange des anderen. Nie schienen sie sich zu umarmen. Kaum, daß sie einander zulächelten. Sie redeten über Dinge, die zu tun waren, über Verabredungen, Erledigungen und Bekannte. Manchmal tadelten sie einander, doch auch das, ohne sich zu nahe zu treten. Als Ehepaar bildeten sie nach außen hin eine Einheit, doch innerhalb dieser Einheit hielten sie Distanz.

»Asthma«, wiederholte Laura Bethany. »Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie sehr er manchmal leidet.« Dann erklärte sie, daß sie schon vor Monaten den Plan gefaßt hatten, das Land zu verlassen und nach Italien zu ziehen, Lauras Heimat, wo sie am Strand von Viareggio noch das Haus ihrer Großeltern besaß. »Wir haben alles genau geregelt«, berichtete sie. »Johann hat um vorzeitige Pensionierung ersucht, aus gesund-

heitlichen Gründen, was man ihm umgehend zugestanden hat. Unsere Fahrt nach Italien gilt offiziell als Kuraufenthalt. Man wird verstehen, daß gegen sein Leiden nur das warme Klima hilft. Er hat mit mehreren Kollegen darüber gesprochen. Sie haben nicht daran gezweifelt, daß er zurückkommen will, sobald es ihm besser geht. Das ist wichtig für uns, damit es keine Schwierigkeiten bei der Auszahlung der Pension gibt. Sogar unsere Wohnung werden wir behalten. Die Miete ist ohnedies sehr niedrig. Mieterschutz und so. Ihr wißt ja, wie das in Wien gehandhabt wird.« Sie wandte sich Antonia zu. »Ich möchte dich deshalb bitten, *bambina*, alle paar Wochen nach der Wohnung zu sehen. Vielleicht habt ihr ja auch Spaß daran, sie hin und wieder als Quartier in der Hauptstadt zu nutzen.« Sie lächelte.

Franz Josef Bellago lehnte sich zurück und faltete die Hände im Schoß. »Dann ist das ja wohl bereits beschlossene Sache«, stellte er fest. »Ich wünschte, ihr hättet früher mit mir darüber gesprochen. Vielleicht hätten wir eine andere Lösung gefunden.« Er machte eine Pause. »Eine bessere Lösung«, fügte er hinzu.

Antonia merkte, daß ihre Hände zitterten. »Wann kommt ihr wieder?« fragte sie bedrückt. Am liebsten hätte sie geweint.

»Wenn dieser sogenannte Blitzkrieg zu Ende ist und wirklich nur ein Blitzkrieg bleibt«, antwortete ihr Vater. »Womöglich aber auch nie mehr.«

»Aber warum das alles so plötzlich?« erkundigte sich Hella Bellago gereizt. »Es eilt doch nicht. Das Haus in Italien läuft euch nicht davon.«

Laura Bethany zuckte die Achseln. »Das Haus nicht«, murmelte sie bitter. »Doch ab nächstem Mittwoch soll die Benutzung privater Kraftfahrzeuge verboten werden. Wir möchten unseren Wagen jedoch auf jeden Fall mitnehmen.«

Franz Josef Bellago schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Eine Verordnung aus Berlin!« schnaubte er verächtlich. »Bis die bei uns gegriffen hat, hat das noch lange Zeit. Wir